

Vietnam ist der Doppelgänger von Thüringen

Die Welt, wie sie scheint: Das Neue Museum Weimar feiert den Fotografen Hans-Christian Schink

Fotografie war seit ihren Anfängen immer beides: Dokument und Blick. Die Welt, wie sie ist. Und die Welt, wie sie einem Subjekt erscheint. Selbst die kleinste Wahrnehmung enthält schon einen Begriff, ein Konzept von den Dingen. Und noch die äußerste Abstraktion, die „Idee“, lebt vom Schmutz des Materials, das in seiner ganzen Rohheit ihren Kern ausmacht. Was die Philosophie seit langem mehr oder weniger deutlich wusste und aussprach, wird bei Hans-Christian Schink anschaulich. In Schinks Arbeiten sind historische Recherche und Reflexion des Mediums unauflässig verschränkt. Die Retrospektive zu seinem fünfzigsten Geburtstag in Weimar macht dies noch deutlicher als all seine bisherigen Ausstellungen und Bücher, weil man nun Zeuge eines Prozesses wird. Und weil man, Werkgruppe für Werkgruppe, sieht, wie aus der Differenz der Reize, die der passionierte Reisende aufnimmt, nach und nach ein Welt-Bild entsteht.

Schinks Arbeiten sind eine Bestandsaufnahme der „condition humaine“, man könnte auch sagen: des Schicksals der Seele im technischen Zeitalter. Dabei kommen in seinen Bildern gar keine Menschen vor. Man muss sich ihr Leben aus Artefakten erschließen. Schink lässt sich nicht von flüchtigen Ereignissen faszinieren, sondern von den bleibenden Spuren. Folgerichtig hat er Ende der achtziger Jahre als Architektur-Fotograf begonnen. Dennoch interessierte er sich schon damals für Bauten, die auf seltsame Weise verbraucht erschienen, etwa die Leipziger Bäder, zu denen ein sofort Worte oder Metaphern einfallen wie Patina und Melancholie der verrinnenden Zeit. Andererseits widmete er sich in seiner Serie „Verkehrsprojekte Deutsche Einheit“ (1995 bis 2003) riesigen Brücken und fremdartig wirkenden Autobahnabschnitten, die gerade erst gebaut waren und unbenutzt, fast wie vergessen, in der Landschaft standen.

Schink suggeriert, dass man am meisten über den Menschen erfährt, wenn er in der jeweiligen Szene nicht mehr oder noch nicht anwesend ist. Die Strahlkraft seiner großformatigen Bilder rührt daher, dass sie von einer entleerten Welt handeln. Das Verschwinden des Menschen verstärkt das Bedürfnis, etwas über ihn zu erfahren. „A 14, bei Halle“ wirkt wie der Rest einer Vision von Caspar David Friedrich. Das Gefühl, ja Sentiment, ist noch da. Aber die Natur, die der Auslöser für die Emotionen war, ist versehrt. Die Asphaltstreifen, die sie durchziehen, wirken wie eine Wunde, die sich nicht mehr schließen wird: gestörte Romantik. Bei „A 2, Elbebrücke bei Magdeburg“ löst sich die sinnliche Welt auf in ein Reich der monumentalen Zeichen, die der Zivilisierte routine-

mäßig entziffert, ohne dass sie ihm etwas bedeuten: Brückenpfeiler, die getrennten Fahrbahnen, die sich am Horizont scheinbar vereinen, und das Wasser, in denen sie sich spiegeln, erscheinen wie das Alphabet einer in den kältesten Geheimniszustand erhobenen Zivilisation.

Schink legt Wert darauf, dass seine Bilder „authentisch“ seien. Deshalb vermehrt er bis heute die digitale Fotografie. Er will, dass sich die Welt ohne sein Zutun im Material abbildet. Aber auch eine solche Authentizität ist komplex und voraussetzungsreich; und sie kann trügen. Auf eine fast schon magische Weise zeigt

das sein Projekt „1 h“. Dazu nahm er zwischen 2002 und 2010 vierundzwanzig Bilder, jeweils zwölf auf der Nord- und auf der Südhalbkugel. Sie verzeichnen in der langen Belichtung die Bahn der Sonne im Verlauf von sechzig Minuten. Und sie zeigen aufgrund eines Effekts, den die frühen Fotografen fürchteten, die äußerste Helligkeit als samtene Schwärze. Die dunklen Stäbe oder Bögen, die sich auf diesen Schwarzweißfotos durch den Himmel ziehen, irregulär unterbrochen, wenn Wolken oder Bäume den Sonnenstand stören, versetzen die Welt in den archaischen Zustand von Kubricks „2001“-Frühzeit, vor dem Erwachen des Bewusstseins. Und die lange Belichtung verschliert selbst die absichtsvoll ereignislose Szene und macht Schinks Versuchsanordnung unheimlich, als wäre dieser lange geforene Augenblick ein Auswurf des Unbewussten.

Ist Schink bei seinem „1 h“-Projekt ein globaler Sonnenstandvermesser auf der Suche nach unbezweifelbarer Wirklichkeit, oder ist er ein neo-romantischer Meister des Spuks, der weiß, dass selbst das harmloseste Bild von einem Hof des Imaginären umgeben, ja durchdrungen ist? Auch als Reisefotograf ist er ein Virtuose berücksender Inszenierungen. Japan und Vietnam wirken nicht exotisch, sondern wie gespenstische Double seiner thüringischen Waldheimat – vor den großen Verkehrsprojekten.

Seine „Wände“, Fotos großer Flächen billiger Fassadenbauteile, die an feinstrukturierte monochrome Gemälde erinnern, bilden das Revers seiner Landschaftsfotografie. Hier ist nicht die Natur gestört, vielmehr stoßen die repetitiven Strukturen industrieller Zivilisation jäh an eine „wilde“ Grenze, an eine Grasnarbe mit verlorenen Blumen zu ihren Füßen und an einen – wie stets auf den Bildern von Schink – ausgebleichten Himmel. Diese „Wände“ haben einen verstörenden Rahmen, aber jede Form von Perspektive ist aufgehoben. Schinks Bilder sind zugleich Bildstörungen, nicht nur eine Reflexion des Mediums und seiner Eigenarten, sondern zugleich all der Bilder und des „Wissens“ in uns. Wenn es um die Auflösung der „idees fixes“ in sinnlicher Form geht, dann sind seine impressionistischen Experimente, die nächtliche Los-Angeles-Veduten in schwer entzifferbaren Farborgien explodieren lassen, noch das harmloseste Beispiel in Schinks großem Werk. GABRIELE MAYER

Hans-Christian Schink. Fotografien 1980–2010. Neues Museum Weimar; bis 13. Juni 2011. Anschließend im Museum Küppersmühle für Moderne Kunst, Duisburg, 1. Juli bis 3. Oktober. Der Katalog, Hatje Cantz-Verlag, kostet als Museumsausgabe 39,80 Euro, als Buchhandelsausgabe 49,80 Euro. Bis zum 5. Juni zeigt das Angermuseum in Erfurt Schinks Serie „Eine Stunde – Fotografien“. Der Katalog, ebenfalls im Hatje Cantz-Verlag erschienen, kostet 58 Euro.



Japan, katastrophensfrei: Hans-Christian Schinks Foto „Nakamura“ von 2009 Foto Katalog

73,8 Kilo-Ohm

Neuer Stadtklangkünstler in Bonn

Die Beethovenstiftung für Kunst und Kultur hat Erwin Stache zum zweiten Stadtklangkünstler in Bonn berufen. Ein halbes Jahr lang wird er im Stadtraum präsent sein, ein Ladenlokal in der Maxstraße als Labor beziehen und zwischen Anfang Juni und Ende September vier Klang-

inseln „73,8 Kilo-Ohm“ eröffnen. Stache, der 1960 in Schlema im Erzgebirge geboren wurde, hat Klavier- und Orgelunterricht erhalten, Mathematik und Physik studiert und lebt seit 1985 als Musiker, Komponist in Beucha bei Leipzig. In Bonn, wo er auch Vorträge halten und Workshops leiten wird, löst er den österreichischen Komponisten Sam Auinger ab, mit dem die Projektreihe im vergangenen Jahr begonnen hat.